



DER ÜBERSEE-CLUB e.V.

DR. RICHARD VON WEIZSÄCKER

Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland

VORTRAG AM ÜBERSEETAG, MITTWOCH, 7. MAI 1986

THEMA: WAS BEDEUTET WELTOFFENHEIT HEUTE?



Für Ihre freundliche Einladung an mich, heute vor dem Übersee-Club zu sprechen, möchte ich Ihnen herzlich danken. Wer aus Bonn in die Weltstadt Hamburg kommt, erwartet großzügige Verhältnisse. Damit sind nicht nur Proportionen eines Congress Centrums gemeint, sondern vor allem der Horizont der Menschen und der ganzen Atmosphäre. Die Welt zu Gast zu haben, das entspricht dem Geist der alten Hansestadt.

Was bedeutet das heute? Kommt die Welt zu uns herein? In welchen politischen, geistigen, technischen, geplanten oder ungeplanten Formen suchen wir sie auf? Wie steht es mit unserem eigenen Weltverhältnis, unserer Macht, unserem Einfluß, unseren Interessen, unserem Welthorizont, schließlich auch unserer Weltanschauung?

Nicht allen diesen Fragen kann ich nachgehen. Als Kompaß für meine Gedanken möchte ich das Stichwort der „Weltoffenheit“ wählen. „Weltoffenheit“ ist zunächst einmal ein angenehmes Wort. Kaum jemand wird sich kritisch getroffen fühlen. Wohl jeder wird Weltoffenheit als schöne Tugend bejahen und deshalb auch aus vollem Herzen und tiefer Überzeugung für sich selbst in Anspruch nehmen. Wie es aber bei Tugenden im allgemeinen zuzugehen pflegt: Jeder, der sich für weltoffen hält, wird dieselbe Eigenschaft nicht ebenso bereitwillig auch dem Nächsten zubilligen. Eng, provinziell, parochial – das sind immer die anderen. In Wahrheit verbergen sich hinter der Weltoffenheit lauter sehr kritische Themen, umstrittene Haltungen, lauter Hindernisse im konkreten Vollzug des Tages. Weltoffenheit ist nichts weniger als selbstverständlich.

Meine Frage lautet, ob wir weltoffen sind, nicht, ob wir Kosmopoliten sind. Der Kosmopolit ist in der Welt zu Hause, aber vielleicht gerade deshalb, weil er es nicht fertigbringt oder gar nicht will, irgendwo auf der Welt an einen bestimmten Platz heimatlich gebunden zu sein. Weltoffenheit hingegen läßt Platz für Verwurzelungen einer Heimat, ja sie setzt geradezu Bindungen an die eigene Heimat voraus. Sie bewährt sich im Spannungsverhältnis vom eigenen Zuhause und der großen weiten Welt.

Für dieses Spannungsverhältnis ist nun, wie ich meine, Hamburg ein besonders gutes Beispiel. Die große Geschichte ihrer Stadt ist maßgeblich geprägt von ihren Verbindungen zur Welt. Nicht nur der Reeder und der Seemann, sondern mehr noch vielleicht der Kaufmann hat diese Geschichte geschrieben. Sie ist die schöpferische

Leistung eines kräftigen, mutigen und weitblickenden Menschentyps. Möglich aber wurde sie erst durch ein stabiles, festgefügtes Gemeinwesen zu Hause. So bildete sich in Hamburg eine Fähigkeit heraus, gute, heimatliche Überlieferungen in sehr offener Weise den sich stets wandelnden Anforderungen der Zeit und der Welt auszusetzen. Verwurzelung zu Hause und Weitblick nach draußen verbanden sich wezensmäßig. In dieser Tradition wuchs das Selbstbewußtsein der Hamburger heran, das aus guten Gründen nahezu sprichwörtlich geworden ist: ein weltoffenes Selbstbewußtsein auf einem festen Fundament. Wertvolles Kapital hat sich dadurch angehäuft, Kapital nicht nur in materiellem Sinne. Die Väter des Übersee-Clubs – ich weiß nicht, ob damals in Hamburg auch schon Gründungs„mütter“ am Werk waren – waren sich dessen wohl bewußt. Nach der Niederlage des ersten Weltkrieges machten sie sich an die Arbeit, um es zu nutzen. Wichtigstes Instrument war die Außenhandelspolitik, also der Bereich, in dem das Deutsche Reich seine Machtstellung durch den Krieg nicht ganz verloren hatte. In der von Herrn Stödter schon erwähnten Gründungsadresse, 1922, kennzeichnete Max Warburg die ideelle Mission Hamburgs. Es ginge darum, die wirtschaftliche und politische Welterfahrung der Hansestadt in und für ganz Deutschland zur Geltung zu bringen. Die Träger der Weltwirtschaft sollten aufhören, einander zu mißtrauen.

Ich habe offenbar an einer etwas anderen Stelle nachgelesen als Sie, Herr Stödter; denn bei mir heißt es, er habe gesagt, der Weg in die Zukunft könne nicht von Nurpolitikern oder von Nurkaufleuten angeführt werden. Offenbar gab es doch beides damals noch in Hamburg. Es bedürfte des Blicks über den Tellerrand des eigenen Berufs hinaus. In sehr bemerkenswerter Weise nahm Stresemann solche Gedanken auf, als er 1925 vor dem Übersee-Club sprach. Seine Rede war zeitgebunden und doch zukunfts offen. Deutschland, so meinte er, sei ein machtloses Volk geworden, das demgemäß mit anderen Mitteln als dem der politischen Macht versuchen müsse, sich die Stellung wieder zu erobern, die es verloren habe, und damit spielte er auf die Wirtschaft an.

Zugleich aber hatte er die Kraft, aus dem ersten Weltkrieg Konsequenzen zu ziehen und damit auch eigene frühere Standpunkte zu korrigieren. Es gelte vor allem, so meinte er, die Unsinnigkeit des Satzes zu erkennen, daß das Unglück eines Volkes das Glück eines anderen Volkes bedeute: „Es ist nicht so, daß die anderen reicher geworden sind, weil wir ärmer wurden, sondern es hat sich in mehreren Punkten gezeigt, daß die Verarmung eines Landes, das ein wichtiges Glied in der Weltwirtschaft war, auch zur Verkümmern der Weltwirtschaft selbst führt.“

Wenden wir uns unserer heutigen Zeit zu und nehmen wir die Welt im ganzen, nicht nur weltwirtschaftlich, in den Blick. Diese Welt wächst, wir alle wissen es, immer mehr zusammen. Es bedarf kaum der Aufzählung der Sachverhalte, die dies belegen. Wissenschaft und Technik rücken die Menschen einander näher, die elektronischen Medien bringen uns die Erlebnisse fernster Völker täglich ins Haus. Die Meere mögen trennen, Weltall und Luft aber verbinden uns untereinander über alle Zäune und Grenzen hinweg.

Der Reaktorunfall eines Landes ist ein Unfall für alle. Ähnliches gilt für den militärischen Bereich im Atomzeitalter. Das Wort „Sicherheitspartnerschaft“ mag umstritten sein; denn einige laden es ideologisch auf, um ihre politischen Ziele im Ost-West-Verhältnis zu stärken, was wiederum die anderen dazu veranlaßt, den Begriff ihrerseits ideologisch zu bekämpfen, anstatt ihn als das zu nehmen, was er sinnvollerweise nur sein kann: eine Beschreibung nämlich der objektiven Tatsache, daß die atomare Waffentechnologie ebenso wie die Wirksamkeit der Abschreckungsdoktrin uns gemeinsamen Überlebensbedingungen unterwirft. Gewiß, die Welt besteht nicht aus lauter Herzenspartnern, aber zu einem Verbundnetz roter Telefone sind gerade auch potentielle Gegner im Zeitalter der Vernichtungswaffen einfach gezwungen.

Vor allem verbinden uns die großen Entwicklungsprobleme der Dritten Welt. Die Not in den Entwicklungsländern und Hungerzonen der Welt ist die größte soziale Herausforderung unserer Zeit. In ihr gipfelt das Verlangen der Menschheit nach Gerechtigkeit. Gleichgültigkeit gegenüber Spannungen in der Dritten Welt wäre tödlich, auf die Dauer auch für uns selbst. Ohne Gerechtigkeit gibt es keinen Frieden – auch nicht für uns.

Grundsätzlich ist das alles wohlbekannt und nicht umstritten. Unsere Vorstellungen und Kenntnisse von der weiten Welt sind heute viel größer als früher. Dabei sind wir nicht in der Gefahr, zu wurzellosen Kosmopoliten zu werden. Unsere Empfindungen drücken vielmehr eine sehr verständliche und sehr menschliche Widersprüchlichkeit aus; denn einerseits drängen uns die weltweiten technischen, wirtschaftlichen, sicherheitspolitischen, sozialen und kulturellen Prozesse über die herkömmlichen staatlichen Grenzen hinaus in eine universelle Zusammenarbeit. Kaum ein Problem der Natur, kaum eine Aufgabe der Sicherheit und Gesundheit der Menschen läßt sich heute noch innerhalb des Machtbereichs des eigenen Landes allein lösen.

Andererseits aber zeigt sich ein Unbehagen an der zunehmenden Unüberschaubarkeit der modernen Weltgesellschaft. Je mehr die Wissenschaft Zusammenhänge aufdeckt und herstellt, je zwangsläufiger die Abläufe technisch grenzüberschreitend werden – ob wir es wollen oder nicht –, desto mehr wächst auch ein Gefühl der Heimatlosigkeit. Oder, andersherum und positiv ausgedrückt: desto mehr wächst die Sehnsucht nach Geborgenheit. Auch wenn die Menschheit zusammenwächst, so ist sie doch noch keine universalgeschichtliche Einheit, die uns in unseren Gefühlen und Empfindungen zu binden vermöchte. Überall kann man deshalb feststellen, daß die Menschen ihren Weg zu ihren historischen und kulturellen Wurzeln suchen, daß sie nach festen Anhaltspunkten, nach zweifelsfreien Werten, nach einem überschaubaren, vertrauten und verständlichen Lebenskreis Ausschau halten. Die Bedeutung der engeren Heimat nimmt zu, der eigenen Stadt, der Region, des Bundeslandes.

Kommt dies nun der notwendigen Weltoffenheit zugute? Oder steht es ihr im Wege? Wenn wir darauf Antworten suchen, empfiehlt sich Behutsamkeit. Zur Stärke eines jeden einzelnen von uns gehört eine Verwurzelung zu Hause. Jedes Volk hat seine eigenen geschichtlichen, geographischen und kulturellen Vorbedingungen dafür, was es für es heißt: Zu Hause. In Deutschland zu Hause zu sein, war stets davon bestimmt, daß wir in der Mitte des Kontinents leben und daß wir mehr Nachbarn haben als alle anderen Völker Europas. Wir haben es den anderen und die anderen haben es uns oft schwermacht.

Der Werdegang unserer politischen Staatlichkeit zeigt, daß uns unsere Geschichte nie allein gehört hat. Die Deutschen entwickelten sich politisch in einem Wechselbad von Universalreichsgedanken und politischem Flickenteppich. Heute ist es die Teilung des Landes und des Kontinents, die uns prägt. Die Politik hat wenig Gutes getan, um die Menschen zu verwurzeln. Man darf nie vergessen, wie grausam die Zwangsvertreibungen vieler Millionen Deutscher, aber eben auch vieler Polen und anderer Völkerteile war und bleibt. Dennoch haben die Deutschen nicht weniger als andere Völker das Verlangen nach Heimatliebe und die natürliche menschliche Fähigkeit dazu. Die Frage nach der Identität der Deutschen wird so oft gestellt, aber, wie ich meine, zumeist falsch. Wir haben unsere Identität wie andere Völker auch, nur speist sie sich aus anderen Quellen als bei manchen anderen Nachbarn. Wohl kein anderes Volk in Europa hat seine Stärke stets so sehr wie die Deutschen im gebündelten Reichtum seiner vielen Teile, in der Vielfalt und Offenheit seiner Städte und Stämme gefunden, dagegen weniger aus einem eindeutig beherrschenden politischen und kulturellen Zentrum.

Wir haben viel Provinz. Daraus sollte niemand billige Schimpfworte ableiten. Es gibt manchen eleganten, aber engstirnigen Kosmopoliten und manchen eindrucksvollen Dorfschulzen, der einen weiten humanen Horizont besitzt. Was wir benötigen, das ist die Weltoffenheit der Provinz. Wir brauchen Verwurzelung in unserer Heimat ohne Provinzialismus.

Nun haben wir in der Bundesrepublik Deutschland eine Verfassung, die dies begünstigt. Die kommunale Selbstverwaltung steht bei uns in hohem Ansehen. Die Provinz, die Regionen oder, auf deutsche verfassungsrechtliche Verhältnisse richtiger angewandt, die Bundesländer haben ausgeprägte Befugnisse, und sie sind nicht schüchtern, diese Befugnisse auch wahrzunehmen. Der bundesstaatliche Charakter, der Föderalismus, entspricht dem Wunsch und Lebensgefühl der meisten Menschen bei uns. Ich glaube, wir sind damit manchem anderen europäischen Volk voraus; denn überall hat es heute der zentralistische Nationalstaat schwer, und das aus guten Gründen: Für die heimatliche Verwurzelung des Menschen ist er oft zu groß, zu fern, zu künstlich, sozusagen nicht warmherzig genug. In unseren größeren

europäischen Nachbarländern blühen regionale Bewegungen. Zugleich aber ist der nationale Zentralstaat für die Lösung wichtigster politischer Aufgaben zu klein und zu schwach. Daher der mühevollen, aber notwendigen schrittweise erfolgreiche Kampf um eine europäische Handlungseinheit. Unser Föderalismus ist also unserem Herzen nah, und er ist modern. Nun müssen wir aufpassen, daß wir es schaffen, seine Vorzüge zu nutzen, ohne gewissen Versuchungen zu erliegen.

Der Föderalismus ist ja nicht dazu da, Bundespolitik zu verhindern, sondern sie dadurch möglich zu machen, daß sie sich besser verankern, bürgernäher und heimatlicher legitimieren läßt. Es kann wahrlich nicht das Interesse und die Aufgabe der Bundesländer sein, die ständig wachsende europäische Zusammenarbeit zu behindern. Oder sollte wirklich das Unvorstellbare Ereignis werden, daß nämlich Bundesländer meinen, die europäische Verflechtung werde zu eng und sei in der Gefahr, an Dichte das zu überholen, was man für die Zusammenarbeit innerhalb des Bundes gerade noch für erträglich hält? Ich hoffe und glaube nicht, daß das geschieht. Selbstverständlich gibt es wichtige Bedenken von Bundesländern, etwa im Umweltschutzbereich, die ganz ernst zu nehmen sind; denn es geht ja nicht an, daß die Länder vom Bürger für Dinge haftbar gemacht werden, die zwar zu ihrer Kompetenz gehören, die ihrer Gestaltung aber durch EG-Recht praktisch entzogen werden. Dennoch muß bei der Lösung dieses Spannungsverhältnisses die Linie eine europäische sein. Die Bundesrepublik Deutschland ist Partner der Europäischen Gemeinschaft. Ihre bundesstaatliche Verfassung sollte ein Modell für Europa sein, nicht aber ein weiteres Hindernis auf dem steinigem Weg zur dringend notwendigen Europäischen Union. Der Föderalismus ist ein höchst lebendiges Prinzip. Immer von neuem geht es für ihn um reizvolle Bewährungsproben.

Auch die Landschaft der elektronischen Medien gehört dazu. Die Länder sind die zuständigen Landschaftsgärtner. Zuversichtlich gehe ich davon aus, daß sie am Ende einer jahrelangen notwendigen Diskussion eine gute Ordnung des Rundfunks und Fernsehens im Sinne des Ganzen zustande bringen. Oder will jemand im Ernst die Verantwortung dafür übernehmen, daß die relativ kleine Bundesrepublik Deutschland wieder in drei Bereiche aufgeteilt wird, wie es in den ersten Nachkriegsjahren war? Wollen wir, diesmal medial, nach „Trizonien“ zurückkehren, und dies ausgerechnet am Beispiel der Satellitentechnik, deren Wesen es ist, jeder staatlichen Grenze hohnzusprechen? Ich kann es mir nicht vorstellen.

Vielfalt der Programme – wer wollte sie nicht wünschen. Hoffentlich erreichen wir sie. Nur an der Qualität der Programme werden wir sie erkennen können, aber nicht daran, daß sich immer mehr Anstalten für dieselben attraktiven, populären Sendungen interessieren und deshalb doppelte und dreifache Preise dafür zahlen müssen oder daß sich die Anstalten im Wettbewerb darüber verausgaben, wer die größeren Magazinbestände an Kinofilmen zusammengekauft hat. Sonst werden am Ende vor lauter Konkurrenz die Programmangebote einander immer ähnlicher und immer austauschbarer. Das wäre keine Vielfalt, sondern Verarmung. Es wäre nicht heimatlich verwurzelte Weltoffenheit, sondern eine geistig-elektronische Selbstverstümmelung.

Auch in Europa stellt uns Weltoffenheit vor schwere und bisher ungelöste Aufgaben. Manch einer glaubt noch immer, unser Soll an internationaler Zusammenarbeit sei erfüllt, wenn wir innerhalb der Europäischen Gemeinschaft mit elf anderen Nationen gemeinsam handeln. Die Versuchung liegt dann nicht fern, sich gegen den Rest der Welt abzuschotten. Würden wir aber ihr nachgeben, so hätten wir am Ende selbst die Zeche zu bezahlen. Alle Gemeinschaftsländer sind prinzipiell von einem freien Welthandel abhängig. Darauf ist die Politik der Europäischen Gemeinschaft im Umgang mit den anderen Industrieländern denn auch gerichtet. Und für unser Verhältnis zur Dritten Welt sind die Lome-Abkommen ein sehr wichtiger und konstruktiver Beitrag. Ungelöst aber bleibt die Auswirkung der von Herrn von Dohnanyi schon genannten europäischen Landwirtschaft auf unsere Weltbeziehungen. Ich kann nur mit meinen Worten wiederholen, was er gesagt hat. In gar keiner Weise kann ich die schweren Sorgen vor allem der kleinen Bauernbetriebe geringachten. Es ist ebenso notwendig wie schwer, ihnen gerecht zu werden.

Gewiß ist es freilich, daß wir diese Sorgen nicht dadurch beheben werden, daß wir fortfahren, Strukturanpassungen bei uns in Europa zu verschleppen, um sie im weltwirtschaftlichen Geflecht schwächeren Teilnehmern aufzubürden. Gerade dies

aber tun wir seit Jahr und Tag. Wir helfen Entwicklungs- und Schwellenländern mit Krediten und Zuschüssen. Ein wichtiges Ziel ist es dabei, ihre Exportanstrengungen zu unterstützen, vor allem im Nahrungsmittelbereich. Gleichzeitig verdrängen wir dieselben Länder auf Drittmärkten mit niedrigen Preisen, und zwar durch unsere Überschüsse an Nahrungsmitteln, die wir selbst zu weit höheren Kosten produzieren. Wir schaffen damit zwar nicht den einzigen, aber einen wichtigen Grund für die Verschuldungskrise der Dritten Welt, und alle miteinander leiden darunter zunehmend mehr. Je länger wir auf solchen Wegen bleiben, desto mehr laufen wir Gefahr, im landwirtschaftlichen Bereich sowohl die heimatliche Verwurzelung als auch die Weltoffenheit zu verfehlen. Europa ist mehr als die Europäische Gemeinschaft. Vieles, was besonders nah zusammengehört, ist durch eine verschlossene Welt getrennt. Von Ost-Berlin kommt man nach Moskau in knapp drei Stunden, aber um von Ost- nach West-Berlin kommen zu können, da soll man fünfundsechzig Jahre seines Lebens warten. So kann es und so wird es nicht bleiben. Aber auch wir müssen mit Entschlossenheit und Besonnenheit dazu beitragen.

Unsere Augen sollten stets dafür offen sein, daß dort, wo es heute in Europa freiheitliche Demokratie nicht gibt, Menschen leben, die Europäer sind wie wir. Gerade wegen der scharfen politischen Trennungslinie, die Berlin, Deutschland und Europa durchzieht, sind für diese Menschen die historischen, die kulturellen und die geistig-sozialen Gemeinsamkeiten in Europa von größter Bedeutung. Diese Deutschen und Europäer dürfen nicht das Gefühl erhalten, wir hier bei uns gäben uns damit zufrieden, für uns allein gerettet zu haben, was uns am Leben lieb und teuer sei – im Gegenteil: Sie müssen aus unseren Handlungen die Gewißheit ableiten können, daß wir durch eine Politik des Friedens und des Ausgleichs in Europa über die schmerzhaften politischen Trennungslinien hinweg unermüdlich an den Voraussetzungen dafür arbeiten, um die unveränderten elementaren Gemeinsamkeiten zu erhalten und eines Tages zur Wirkung kommen zu lassen.

Gewiß kann es nicht darum gehen, vorhandene Gegensätze zu verwischen. Man wird sich auch nicht damit begnügen, harte politische Tatsachen allein mit Gefühlen oder mit Visionen zu bekämpfen. Die politischen Systeme, die Europa teilen, sind Realitäten. Aber es gibt auch eine Realität der Gesellschaft, des Menschen, der Kultur, der Humanität. Je lebhafter wir diese Wirklichkeit empfinden, je ernster wir sie nehmen, desto stärker ist sie auch. Die Mauer in Berlin ist eine Realität. Realistisch ist sie nicht; denn sie ist nicht vernünftig, nicht human. Deshalb wird sie in der geschichtlichen Perspektive auch keinen Bestand haben. Die Aufgabe für uns lautet dabei, nicht abgeschottet zu warten, sondern in aktiver Weise Offenheit zu praktizieren. Auch in der Deutschlandpolitik und im Ost-West-Verhältnis gilt es den Irrtum zu meiden, vor dem Stresemann – wie vorhin erwähnt – gewarnt hat, daß nämlich der Vorteil der einen Seite in gleichem Maße auch der Nachteil der anderen sein müsse.

Eine Politik gegenüber dem Osten, die nichts anderes als die Kategorien des Nullsummenspiels kennt, wird nie die Kraft der Gestaltung Europas zum Besseren haben. Sie wird sich allenfalls im sterilen Austausch ideologischer Standpunkte buchstäblich erschöpfen. Die Schlußakte von Helsinki, und insbesondere ihr Korb III spricht nicht von einer abstrakten Ideologie, sondern fragt nach den ganz konkreten Lebensumständen der Menschen. Uns allen ist heute der Gedanke der weltweiten gegenseitigen Abhängigkeit geläufig, der globalen Interdependenz. Er geht uns leicht über die Lippen, aber er stellt uns Anforderungen, die uns schwerfallen. Wenn wir in den Spiegel sehen, so haben wir die Empfindung, daß wir kräftig dastehen – als hochentwickeltes Industrieland. Nicht immer sehen wir gleich dabei den Schatten unserer großen Empfindlichkeit gegenüber jeder Gefahr, die der bestehenden internationalen Ordnung drohen kann. Der Terrorismus ist dafür nur ein Beispiel.

Noch immer neigen wir dazu, die internationale Ordnung als etwas Vorgegebenes zu betrachten, vorgegeben nach den abendländischen Vorstellungen von Recht und Staat. Ob aber ein Modell der herkömmlichen europäischen Staatenwelt den Weg in eine globale Völkergemeinschaft weist, ist mehr als fraglich. Diese unsere eigene Staatenwelt in Europa beruhte allen tiefen Feindschaften unter den Nachbarn zum Trotz auf einem geistig-kulturellen Gleichklang der hiesigen Völker. Sie bestimmten ja selbst miteinander, wer dazupaßte und zugelassen wurde und wer nicht. Übriggeblieben ist aus dieser Zeit in der weiten Welt vor allem die traumatische Erinnerung an den Kolonialismus.

Die heutige Ordnungsaufgabe liegt darin, Völker völlig unterschiedlicher geistig-kultureller Ausprägungen in ein geregeltes Zusammenleben zu bringen. Wir und die uns verwandten Völker haben das Gewicht und das Interesse, diese Ordnung mitzugestalten, aber bestimmen können wir sie nicht. Wie jede Ordnung, wird sie von der Zustimmung aller getragen sein müssen, von krassen Außenseitern abgesehen. Dies zwingt uns zu einer hohen Sensibilität im Umgang mit sehr fernen Völkern, auf die wir noch immer sehr wenig vorbereitet sind. Nachdenkliche Menschen aus der Dritten Welt spüren besonders stark, daß ihre kulturelle Identität in Frage gestellt wird, je mehr die Welt technisch zusammenwächst. Darin steckt eine große Gefahr für die Ziele der Entwicklungspolitik; denn diese Ziele stellen im Kern die Aufgabe einer sozialen Entwicklung, und diese kann nur aus den Quellen der Länder selbst herauswachsen und gelingen.

Wenn wir den Menschen in den Entwicklungsländern nur Geld und technische Hilfsmittel bringen, werden sie dies letzten Endes genauso passiv entgegennehmen wie heute vielfach die Not und die Abhängigkeit. Einen Fortschritt gibt es erst dann, wenn die Menschen Zutrauen zu ihren eigenen Kräften und wenn sie Selbstachtung gewinnen. Will man helfen, diese Kräfte freizulegen, dann muß man die Quellen verstehen lernen, aus denen sich Lebensweise, Wertvorstellungen und kulturelle Identität der Menschen speisen. Diese Quellen liegen in den Traditionen des ethischen Verhaltens, in den religiösen Überlieferungen, im ganzen Verhältnis zur Natur, zum Mitmenschen, zu den Ahnen und zum Geist begründet. Vielleicht sind es gerade die Mißerfolge und Irrtümer in der Entwicklungspolitik, die uns zum erstenmal befähigen, die Kulturen anderer Völker in ihrer tiefen Kraft zu verstehen, ernst zu nehmen, zu respektieren und aktivieren zu helfen.

Diese Kulturen bleiben nicht nur für die Entwicklung in den einzelnen Ländern, sondern auch für die internationale Ordnung von prägendem Gewicht. Wir haben die politische Dimension der notwendigen Koexistenz verschiedener kultureller Überlieferungen zu bedenken. Wir brauchen nur an die Gefährdung des friedlichen politischen Zusammenlebens zu denken, die sich aus geistigreligiösen Bewegungen speist.

Der Fundamentalismus, um den es sich hier vor allem handelt, begegnet uns aber nicht nur unter Mohammedanern, er zeigt sich mehr oder weniger deutlich und vergleichbar überall, irgendwo auch bei uns. Er ist Ausdruck für das Empfinden von Menschen, die sich durch eine geistige Entwurzelung bedroht fühlen. Deshalb ziehen sie sich in einen inneren Kern der Rechtgläubigkeit zurück, an Stelle von Offenheit tritt die Feindschaft nach außen. Es sind falsche Antworten, aber falsche Antworten auf richtige und ernst zu nehmende Fragen.

Sie stellen sich auch im Bereich unserer eigenen christlich geprägten Überlieferung. Die ökumenische Bewegung im Christentum hat ihre Chance dort, und, wie ich glaube, nur dort, wo man sich nicht gegenseitig bekehren will, sondern den Partner sucht, der in seinem eigenen Glauben verankert ist. Erst wenn die Ökumene dazu hilft, sich wechselseitig im Glauben zu bestärken, erst dann wächst sie zu Offenheit und Glaubwürdigkeit heran.

Weltoffenheit setzt Verwurzelung voraus. Nur wenn ich weiß, wohin ich gehöre und aus welchen Quellen ich lebe, nur dann kann ich mich dem anderen offen zuwenden, ohne für ihn oder für mich selbst Gefahren heraufzubeschwören. Nur wenn ich dies an mir selbst erfahre, lerne ich, es anderen zuzubilligen, ja es von ihnen zu erwarten und zu erhoffen. Ihre Weltoffenheit mir gegenüber setzt auch ihre Verwurzelung voraus.

Weltoffenheit ist nicht die Preisgabe des eigenen Fundaments. Toleranz blüht nicht in der allgemeinen Gleichgültigkeit. Toleranz, das ist der Respekt vor dem Standort des anderen, den man gewinnt, wenn und weil man selber einen hat. Dazu kann man sich selbst durch Erfahrung erziehen. Den anderen, den Jüngeren vor allem, kann man dies nicht einbleuen, aber man schuldet ihnen das Bekenntnis zu diesen Erfahrungen des eigenen Lebens und die schwere tägliche eigene Anstrengung, gemäß diesen Erfahrungen zu leben.

Tore, meine Damen und Herren, sind dazu da, daß man sie bewegt. Sie können nicht zu jeder Stunde offenstehen, sonst findet man nicht zu sich selbst. Aber sie sind dazu da, immer von neuem geöffnet zu werden. So habe ich das Tor im Wappen von Hamburg stets verstanden: Einer ebenso verwurzelten wie weltoffenen Stadt.

